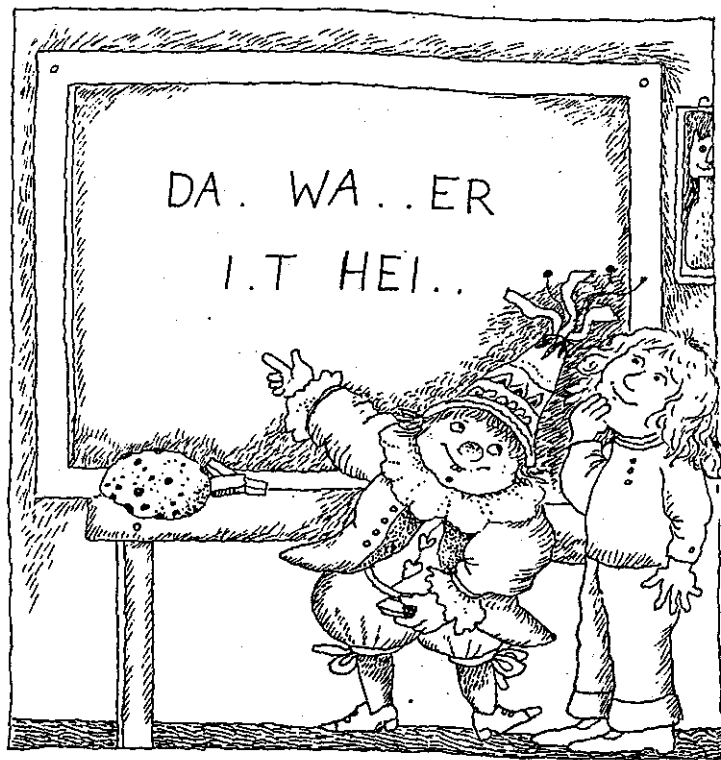


T H 22159 F
OKTOBER-DEZEMBER
36. JAHRGANG
ISSN 0177 - 4247

4/86

jugendbuch magazin

Dann schreibt Popkorn
einen merkwürdigen Satz:



»Das ist aber komisch«,
sagt Julia.

Aus Eveline Hasler: DER BUCHSTABENCLOWN. Mit Bildern von
Rolf Rettich, dtv junior, München

herausgegebenen 25. Band bestätigt Göbels selbst diese Annahme höchst eindrucksvoll. Stellt er doch in einer Chronographie 45 Kinder- und Jugendzeitschriften vor, die in der Zeit von 1772-1960 erschienen sind. Mit reichhaltigem auch illustrativem Material erschließt er auf einem wissenschaftlich bislang nur wenig bestellten Feld zwei Jahrhunderte, indem er kultur- und erziehungsgeschichtliche Entwicklungen im Zusammenhang mit den Epochen der politischen Geschichte von der Französischen Revolution bis zur Bundesrepublik Deutschland deutlich werden läßt.

Er beginnt mit dem „Leipziger Wochenblatt für Kinder“ (1772-1774) und schließt mit der von ihm selbst herausgegebenen Zeitschrift „Die Ausfahrt“ (1950-1960).

Es ist interessant festzustellen, welchen Einfluß der jeweilige Zeitgeist auf die einzelnen Zeitschriften genommen hat. Daß es bei entsprechender Konstellation (Krieg, Kaiserzeit, 3. Reich) auch zu ausgesprochener Indoktrination des jungen Lesers gekommen ist, kann nicht überraschen.

Göbels stellt jede Zeitschrift in differenzierter Form vor. Er kennzeichnet Herausgeber und Autoren, beschreibt deren Zielsetzungen, analysiert die Beiträge nach Inhalt und Form und gibt auch zeitgenössischen Bewertungen gebührenden Raum. Daß er diese aus der abständlichen Sicht sachlich-kritisch kommentiert, macht seine Ausführungen besonders aufschlußreich.

Seinen Befunden stellt er Textproben und Illustrationsbeispiele jeder einzelnen Zeitschrift gegenüber, die dem Leser einen unmittelbaren Eindruck vermitteln. So wird dieser auch zum Lesevergnügen für die Liebhaber alter – hier in die Gegenwart gerückten – Jugendliteratur.

Eines sei besonders angemerkt. Eine so akribische Arbeit, die ihre Grundlage in dem umfangreichen Bestand der vom Verf. in Jahrzehnten zusammengetragenen „alten“ Kinderbüchern hat, ist in ihrer Bedeutung als Leistung eines Einzelnen kaum richtig einzuschätzen.

Ihr besonderer Wert liegt auch darin, daß sie eine Fülle von Anregungen zu weiteren Forschungen in einzelnen Bereichen vermittelt.

An zwei Beispielen „Pfennigmagazin für Kinder“ und „Deutsche Jugendzeitung“ wird auch deutlich, welche Neuentdeckungen heute noch möglich sind. Um welche wirklichen „Fund“ es sich handelt, möge der geneigte Leser selber nachlesen.

Der Schlußsatz in Göbels Vorwort „Suchen ist angesagt“, ist eine unmißverständliche Aufforderung zu weiteren Untersuchungen.

Horst Schaller

Zohar Shavit

Poetics of children's literature
The University of Georgia Press
Athens Georgia 1986
200 S., Leinen, \$ 25,-

Das eigentliche Thema des kürzlich in Athens (Georgia/USA) erschienenen Buches von Dr.

Zohar Shavit ist nicht das Poetische in der Kinder- (und Jugend)literatur, sondern deren Entwicklung, Strukturen, Inhalte und die Manipulationen, welchen sie seit jeher ausgesetzt war. Im Nachwort fragt die Autorin: Wer ist verantwortlich für die Kinderliteratur als literarisches Produkt der Gesellschaft? Die Beziehungen zwischen beiden sind es vornehmlich, die die Semiotikerin aus Tel Aviv interessieren. Ebenso wichtig ist ihr der Nachweis, daß die Kinderliteratur ein vollwertiger Bestandteil des „literarischen Polysystems“ ist, eine Definition, die an der heimischen Universität entstand.

Obwohl die Autorin keine Geschichte der Kinderliteratur sondern eine ihrer Strukturen schreiben wollte, führt uns dieses Buch doch durch die Entwicklung zweier Jahrhunderte und mehr. Beginnend mit dem Eintritt in die Debatte um das 1962 erschienene, 1972 ins Englische übersetzte Buch von Philippe Ariès, überzeugt die Autorin mit der zustimmenden Ansicht, daß nicht von heute auf morgen, sondern im Verlauf eines Jahrhunderts „das Kind“ als eigenständige Persönlichkeit begriffen wird, daß sich in diesem Zeitraum auch dessen Bedürfnisse entwickeln, nämlich außer Nahrung und Kleidung auch Spielzeug und Bücher. Hier hakt der europäische Leser ein: dank der Studien von Schenda und Kreuzer wissen wir, daß die Masse der Kinder nicht lesen konnte und infolgedessen auch keine Bücher benutzte, daß aber – wohl gerade in Deutschland dank einer alten lebendigen Erzähltradition – Stoff für die Entwicklung von Phantasie und Sprache zur Verfügung stand. Natürlich war unter den Lesekundigen das Volksbuch sehr verbreitet und wurde auch später keineswegs so verachtet, wie die Autorin es – vermutlich zu Recht – für England annehmen mochte. Denn im Hause des Rates Goethe empfand man es als ein „Glück“, daß die Kinder von einem Händler, der vor dem Haus seinen Stand aufgeschlagen hatte, die „schätzbaren Reste des Mittelalters“ zu Billigstpreisen, zwar schlecht gedruckt, kaufen und geradezu „verschlingen“ konnten. In Preußen gab es die Schulpflicht erst ab 1717, und in den anderen ca. 299 Territorien des Deutschen Reiches wird man sie kaum früher eingeführt haben. Vielleicht war das in England anders, obwohl dort die sozialen Gegensätze noch viel krasser waren. Erst mit dem Übergang von der Lehre zur Schule, so sagt Shavit, wuchs ein echtes Leserpublikum heran. Nun ist in dem Buch öfter von Kirchlichem Establishment die Rede, welches ein wichtiges Gremium jener gewesen sei, die darüber entschieden, welche Bücher in einen „Canon“ aufzunehmen seien und welche nicht. Für England mag das zutreffen, nicht aber für das „Heilige Römische Reich Deutscher Nation“, das sich über Mitteleuropa erstreckte und bis 1803 eine Zensur besaß, der alles Gedruckte vorzulegen war. Nur kümmerten sich weder die 300 Souveräne noch die Drucker darum. In England kopierten um die Jugend besorgte Purita-

ner Aufmachung, Illustrationsstil und Handlungselemente des Volksbuches, um billigen aber hochmoralischen Lesestoff als Ersatz für die „Chapbooks“ den Kindern anbieten zu können. Einen „Canon“ gab es nach Ansicht von Kennern in Deutschland nicht.

Worin besteht für Shavit der wesentliche Unterschied zwischen Kinder- und Erwachsenenliteratur? In erster Linie in der engen Verbundenheit mit der Pädagogik, ferner darin, daß das Kinderbuch zwei Herren zu dienen habe: mit einem Auge schielt es nach dem Kind, mit dem anderen nach dem Erwachsenen, der es akzeptieren und kaufen soll. Natürlich, das Buch muß ja dem Kind etwas bieten, entweder sein Wissen oder seine Lebenskenntnisse erweitern und es auf Probleme vorbereiten, mit denen es einmal konfrontiert wird. Wie strukturell Stoffe für Kinder und für Erwachsene unterschiedlich gestaltet wurden, weist Shavit an den drei Fassungen von „Alice in Wonderland“ und an zwei Texten Roald Dahls nach, die gleichen Inhalts sind, aber doch ganz andere Akzente erhalten. Wenn Kinderbuchautoren weniger Ansehen genießen als die Verfasser von Büchern für Erwachsene, so liegt das häufig schon daran, daß ihr Selbstbewußtsein schwach entwickelt ist. Die von Shavit zitierten Amerikaner – berühmte Jugendbuchautoren – äußern sich viel freier über ihre (nicht nur Kindern) gewidmete Tätigkeit und sind ja auch heute noch „Weltspitze“ in der Jugendliteratur. – Die Analysen sind in diesem Buch das interessanteste, und es macht Spaß, den scharfsinnigen Argumenten zu folgen, freilich bräuchten diese nicht gerade den Vergleich „Chapeau rouge-Rotkäppchen“ zu führen, mit dem wohl jeder Märchenkundler bereits konfrontiert wurde. Shavit sieht hier vor allem im temporalen Abstand von 100 Jahren ein neues Konzept von Kindheit herangereift. Wir halten uns mehr an den Text. Französisch: eleganter, erotischer, mit grausamem Ende; deutsch: bieder, betulich, mit Happy-End. Wobei wir freilich die Versionen von den „Urmärchen“ (1812) bis zur hier zitierten (aus Rölleke) vergleichen würden.

Zohar Shavits Buch bietet weiterhin viele interessante Fragestellungen, die hier nicht mehr behandelt werden können. Für Amerikaner dürfte der berichtende Teil besonders interessant sein, da das Angelsächsische im Mittelpunkt steht. Gerda Neumann

Rudolf Wolff (Hg.)

Astrid Lindgren. Rezeption in der Bundesrepublik
Bouvier, Bonn 1986
148 S., DM 19,80

Zugegeben: In diesem Buch werden Lindgren-Experten nur bekannte Texte wiederfinden. Aber nicht alle Beiträge, die hier versammelt sind, waren immer leicht zu beschaffen; zwei z. B. stammen aus dem Feuilleton, einer aus einer schwedischen Zeitschrift, und daß der einschlägige Oetinger-Almanach „Gebt uns Bücher, gebt uns Flügel“ von 1972

in Bibliotheken stets ausgeliehen ist oder von den Bibliothekaren separat aufgestellt wird, weil er infolge häufigen Gebrauchs aus dem Leim geht, ist uns längst aufgefallen. Das Buch hat keine systematische Gliederung, kann sie auch nicht haben, weil es zu Astrid Lindgren trotz ihrer Beliebtheit überraschend wenig Untersuchungen im deutschen Sprachraum gibt; der Herausgeber hatte keine große Wahl. Dennoch sind Akzente feststellbar: Im ersten Teil stehen Laudationes und Lindgrens eigene Rede zur Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels 1978, im zweiten dominiert die Korrespondenz zwischen Leben und Werk der Autorin, im dritten ein einzelner Text, die „Brüder Löwenherz“. Von Rudolf Wolff, der sich in der Einleitung reichlich pessimistisch über die bundesrepublikanische Kinder- und Jugendliteraturforschung äußert, stammt als Originalbeitrag eine Primär-Bibliographie der Werke Astrid Lindgrens. Die Verfasser der übrigen Texte sind: Richard Bamberger, Gerold Umho Becker, Malte Dahrendorf, Helmut Fischer, Bettina Hürlimann, Hans-Christian Kirsch, Astrid Lindgren, Hans Rittke, Angelika Schmidt-Biesalski, Klaus Seehafer und Reinbert Tabbert.

Wolfgang Biesterfeld

Johann David Wyss

Der schweizerische Robinson

Fischer, Münstingen-Bern 1985
224 S., sf 28,-

Vor knapp 200 Jahren, im Jahre 1794, erzählte Johann David Wyss seinen Söhnen die Geschichte vom schweizerischen Robinson. Die zwei ersten Teile des vierbändigen Werkes gab der Sohn Johann Rudolf 1812 noch zu Lebzeiten seines Vaters heraus. Das Buch wurde wie viele Robinsonaden ein Erfolg und erschien seitdem in zahlreichen Ausgaben und Bearbeitungen. Die vorliegende Ausgabe folgt einer Nacherzählung von Felix Moeschlin, die erstmals in der Büchergilde Gutenberg 1944 in Zürich erschienen ist. Eine solche Neuauflage zu empfehlen, bedarf also besonderer Begründungen, die im vorliegenden Falle allerdings gegeben sind.

Zunächst ist da der Herausgeber zu nennen. Robert L. Wyss ist ein direkter Nachfahre des ursprünglichen Autors. Deshalb kann er in dem leider nur kurzen Nachwort (218-224) auf die Familienchronik und die Handschrift zurückgreifen. Vor den Augen des Lesers entsteht das Bild des Schweizer Johann David Wyss (1743-1818). Er war nicht nur Theologe, sondern auch naturwissenschaftlich sehr interessiert, und vor allem war er ein begeisterter Erzieher. Ähnlich wie Joachim Heinrich Campe 1780 auf dem Hammerdeich bei Hamburg seinen Schülern die Geschichte von „Robinson dem Jüngeren“ erzählte, so besprach auch Wyss seine Familienrobinsonade mit den zuhörenden Kindern. Alle sollten das Ihrige dazu beitragen. Mit seinen Söhnen erörtert deshalb „Pfarrer Wyss jede einzelne Begebenheit, und dann erst